

# IM SPIEGEL DER ZEIT

## „Wie gingen die Mystiker mit körperlicher Behinderung um?“

*Diese Frage stellte mir ein ungefähr gleichaltriger Freund, der seit zwei Jahrzehnten mit zunehmenden körperlichen Behinderungen zu kämpfen hat. Er ist evangelischer Theologe und Psychotherapeut. Seine Fragen und meine Antworten waren ursprünglich für eine Buch-Publikation gedacht, die aber dann nicht zustande kam. So gebe ich sie hier wieder. Es handelt sich um keinen echten Dialog in dem Sinn, dass sich an einer Antwort jeweils die nächste Frage entzündet hätte, sondern er hatte mir seinen ganzen Fragenkatalog vorgelegt. Zu beachten ist auch, dass ich meine Aufgabe darin sah, sachlich Auskunft zu geben, wie – historisch gesehen – Mystiker mit körperlicher Behinderung umgingen, und nicht darin, darzulegen, wie ein heutiger Christ mit körperlicher Behinderung umgehen könnte. Die Auskunft der Historie – soweit ich sie kenne – kann eine Herausforderung für uns Heutige sein. Vielleicht kennen oder finden Leser/innen auch Belegstellen und Aspekte, die mir unbekannt sind.*

*F:* Behinderung ist definiert als eine irreversible, nicht nur vorübergehende, nicht altersentsprechende Schädigung des körperlichen, geistigen oder seelischen Lebens. Leben meint dabei sowohl den Körper als auch die aktiven und passiven Lebensvollzüge. Behinderung wird erlebt als etwas, „das nicht mehr gut wird“, und steht damit in scharfem Gegensatz zum „siehe, es war sehr gut“ des ersten Schöpfungsberichts. Wie kann man als »defekter« Mensch ganz sein? Wenn ich also als Mensch mit einer Behinderung Theologie treibe, muss ich mit Widersprüchen und Paradoxien umgehen. Das gilt wahrscheinlich für alle Theologen. Für solche mit einer Behinderung gilt es ganz besonders. Mir scheint, dass mystische Theologie mit Paradoxien weniger Schwierigkeiten hat. Stimmt das, und wenn ja, warum?

*BS:* Zunächst eine Vorbemerkung: Ich mache mich an die Beantwortung deiner Frage mit großem Zögern, weil mit zwiespältigem Gefühl. Als jemand, der nicht von Behinderung im Sinn der von dir zitierten Definition betroffen ist, möchte ich auf keinen Fall in der Rolle dessen sein, der klug von etwas daherredet, wovon er existentiell wenig Ahnung hat. Ich möchte mich daher strikt auf die Beantwortung deiner Frage aus der Tradition der christlichen Mystiker beschränken, soweit ich sie kenne. Systematisch auf das Thema Behinderung hin habe ich sie nicht durchforscht. Das scheint mir auch schwierig zu sein. Warum? Weil, so kommt mir vor, deine Fragestellung eine moderne ist. Es wäre interessant sich umzusehen, ob im letzten halben Jahrhundert bereits »Mystiker/innen« auf sie gestoßen sind und wie

sie sich dann mit ihr auseinandergesetzt haben. Mir ist niemand bekannt, aber ich kenne natürlich auch nicht alle und alles.

Wenn du schreibst, Behinderung werde erlebt als etwas, das „nicht mehr gut wird“ und konstatierst, das stehe in scharfem Gegensatz zum „siehe, es war sehr gut“ des ersten Schöpfungsberichts, dann wäre die Antwort der Mystiker – und nicht nur der Mystiker, sondern der traditionellen Theologie allgemein: Selbstverständlich ist das seit dem Sündenfall so. Seither ist nichts mehr sehr gut; erst in einem neuen Himmel und einer neuen Erde wird es das wieder. Wir leben grundsätzlich in einer defekten Welt. Darin steckt auch schon die frustrierende Antwort auf deine Frage: Wie kann man als »defekter« Mensch ganz sein? Man kann es überhaupt nicht. Niemand kann es. Jede/r bleibt in diesem Leben grundsätzlich defekt. Es gibt nur graduelle Unterschiede des Defektseins.

Ich vermute, der heutige Begriff der Behinderung ist eine relativ moderne Erfindung. Bis vor hundert Jahren lebten die Menschen noch mit einer derartigen Fülle von sichtbaren körperlichen und auch psychischen Defekten, wie wir sie uns kaum mehr vorstellen können. Im Mittelalter war das noch viel häufiger. Auf Bildern von Pieter Brueghel etwa bekommt man das anschaulich vor Augen geführt. Es gab Blinde, Lahme, Amputierte, unheilbar Kranke in Hülle und Fülle. Die Medizin konnte von Kindheit an vieles nicht heilen, was bleibende Schäden hinterließ. Die Strafjustiz ließ den Menschen Beine und Hände abschlagen; in den ständigen Kriegen wurden Menschen auf Lebenszeit versehrt. Der Aussatz fraß Finger und Zehen oder ganze Gliedmaßen ab; Geschwüre verunstalteten Gesichter. Es wird kaum eine Familie gegeben haben, die nicht eines oder mehrere »defekte« Kinder und erwachsene Mitglieder hatte und selbstverständlich in ihren Alltag einband. Der Vater humpelte vielleicht für immer infolge eines Beinleidens oder die Mutter hatte einen Kropf usw. Kurz: Es gab keine säuberliche Trennung zwischen »Behinderten« und »Gesunden«.

Die Körpererfahrung des Fitness-Zeitalters („Glück aus dem Körper“ – „der Körper als Himmel“) ist eine moderne Errungenschaft, die wir uns erst seit Kurzem leisten können – Gott sei Dank, und auch: Dank der Medizin und Wissenschaft und unserem Wohlstand!

Die Missachtung oder Geringschätzung des Körpers, die man bei Menschen früherer Zeiten beobachtet, entstammt, so vermute ich, nicht in erster Linie einem philosophisch-theologisch verkehrten Denkansatz, wie man ihnen das unterstellt; da neigt man wohl dazu, Ursache und Wirkung miteinander zu vertauschen. Die Ursache dürfte ihre leibhaftige praktische Alltagserfahrung gewesen sein, und diese wirkte sich in einer entsprechenden Philosophie aus oder machte jedenfalls anfällig für sie. Im Nachtgebet der Zisterzienser wurde in einem Hymnus allabendlich gesungen: „Gedenke unser, Herr, in diesem schweren Körper“ – *Memento nostri, Domine, in gravi isto corpore*. Als ich eine Zeit lang im afrikanischen Busch mit Eingeborenen lebte, die keinen Zugang zu medizinischer Versorgung hatten, war das eine hoch aktuelle, realistische Bitte; etwa meines dreißigjährigen Bekannten Agba Yao, der sich, zwei Plastiksandalen an den Händen, mit seinen beiden verkrüppelten Beinen wie ein Wurm durch den Staub schlepte, ziemlich flink übr-

gens. Aber ich denke, auch in jedem Seniorenheim hierzulande könnten die Menschen diese Bitte aus einem „schwer“ und mühsam gewordenen Körper heraus wieder nachvollziehen.

Damit hätte ich eine erste Antwort auf deine Frage, warum „mystische Theologie mit Paradoxien weniger Schwierigkeiten hat“: Vor bestimmte Paradoxien sieht sie sich gar nicht gestellt. Jenem Ideal des Ganzseins, körperlich wie seelisch, von dem du sprichst, hängen wir erst an, seit wir in medizinischer und psychologischer Hinsicht so viel gelernt haben – und wir überfordern uns und die Wirklichkeit damit maßlos. Wir sehen nicht mehr in erster Linie das, was uns (immerhin) geschenkt ist, sondern das, was uns (noch) fehlt. Folglich verstummt die Dankbarkeit und nimmt die Unzufriedenheit zu.

In der mystischen Tradition war man nüchterner und realistischer. Man wusste und rechnete damit: Jeder, jede hat seine/ihre Defekte. Ganz sind sie nie zu überwinden. Damit gab es auch keine Trennungslinie zwischen Behinderten und Nichtbehinderten. Es wird auch den Begriff gar nicht gegeben haben; und auf jeden Fall gab es keine räumliche Trennung von Behinderten und Nichtbehinderten.

Dass kirchliche Amtsträger und Priester körperlich unversehrt sein mussten, hatte Gründe, die aus dem Opferkult des Alten Testaments stammen. Man durfte Gott nur „fehlerlose“ Opfertiere (Ex 12,5) darbringen und im Allerheiligsten musste alles makellos sein – das war ein Rückfall hinter Jesu neue Botschaft. In den Klöstern war man in der Hinsicht weniger exklusiv. Es gibt bekannte Mönche, die wir heute als behindert bezeichnen würden. Ich will nur Notker Balbulus (den „Stammler“) von Sankt Gallen anführen und Hermannus Contractus (den „Lahmen“) von der Reichenau. Ihre Beinamen waren nicht diskriminierend gemeint, sondern beschreibend.

*F:* In unserer Kultur wird Behinderung oft als Makel gesehen, den man kompensieren oder verstecken muss. Medizinische Maßnahmen und Eingriffe, Training, spezielle Geräte, Prothesen, Hörgeräte, Rollstühle – eine große Zahl von Instrumenten soll bei der Bewältigung von Behinderung helfen. Bei vielen bleibt aber ein mehr oder weniger großer Rest von Unglücklichsein, Frustration oder Schmerz zurück, der damit nicht bewältigt werden kann. Begriffe aus der Mystik, z.B. Gelassenheit, Sich-leer-Machen, ganz im Jetzt der Gnade leben, kann man als Beschreibung einer anderen Haltung verstehen. Dabei möchte ich nicht Körper und Seele gegeneinander ausspielen.

*BS:* Ja, von dieser „ganz anderen Haltung“ eines auf Mystik oder Spiritualität ausgerichteten Menschen ist heute viel die Rede. Mir kommt jedoch vor, dass dies auf eine verkürzte Weise geschieht. Die Frage nach Mystik und Spiritualität ist heute weithin zur Frage des Menschen nach sich selbst geworden, d.h. zur Frage: Wie kann ich die Spannungen und Probleme und den Stress meines Lebens anders, fruchtbarer angehen? Oder wie du es formuliert hast: Wie kann ich als defekter Mensch ganz sein? Der heutige Mensch sucht nach Sinn für sein Leben. Grundsätzlich scheint er dabei meist auf sich selbst und seine Selbsteinschätzung zen-

tiert zu bleiben, die natürlich von der Einschätzung durch andere Menschen bestimmt ist.

In der Mystik, jedenfalls in der christlichen, war die Ausgangsfrage nicht die nach sich *selbst*, sondern die nach *Gott*, oder genauer, die Frage nach dem eigenen Verhältnis zu *Gott*. Die Aufforderung „Erkenne dich selbst“, die schon über dem griechischen Heiligtum zu Delphi eingemeißelt stand und von den christlichen spirituellen Autoren übernommen wurde, hatte den Sinn: „Erkenne angesichts der Größe der Gottheit, wie klein du bist.“ Am Anfang stand genau genommen nicht einmal die *Frage* nach *Gott* (weil dabei immer noch der fragende Mensch im Zentrum stehen würde), sondern es war die *Wirklichkeit* Gottes, die den Menschen von sich ablenkte, ja ekstatisch von sich wegriss. Den Mystiker faszinierte dieser *Gott* derart, dass er sich selbst und seinen Zustand körperlicher oder psychischer Unzulänglichkeit vergaß und für ihn nur noch dieser *Gott* zählte, der ihn gepackt hatte. Auf diesen Brennpunkt hin konzentrierte sich unwillkürlich die ganze Aufmerksamkeit des Mystikers. Daraus ergaben sich dann fast »von selbst« die Haltungen, die du aufzählst: Gelassenheit, Sich-leer-Machen, ganz im Jetzt der Gnade leben.

Mit diesen letzten Sätzen habe ich dir eine Art Definition dessen skizziert, was ich unter christlicher Mystik verstehe. Was dabei alles ändert und alles mit anderen Augen sehen lässt, ist der Brenn- und Bezugspunkt, der da aus sich heraus aufleuchtet. Wenn man aber versucht, das Pferd vom Schwanz her aufzuzäumen, d.h. sich in Gelassenheit, Leerwerden, Gegenwärtigsein einzuüben, bis einem der Brenn- und Bezugspunkt aufleuchtet – viele meinen sogar, den brauche man gar nicht, diese Haltungen genügen bereits –, dann führt das nicht weit.

Hierin sehe ich die Schwierigkeit, von der Mystik her etwas Hilfreiches zu deinem Thema zu sagen, also etwa die genannten Haltungen und weitere ähnliche zu empfehlen. Ich bezweifle, dass das hilft; auf jeden Fall ist dabei aus dem Wein, der zu einer „nüchternen Trunkenheit“ oder „trunkenen Nüchternheit“ führt, höchstens eine verwässerter Traubensaft geworden. Du müsstest die Frage nach dir selbst vergessen und radikal nach *Gott* fragen. Auch dann kannst du ihn nicht packen, aber er könnte irgendwann dich packen und „trunken“ machen, so dass du nicht mehr *dich* thematisierst, sondern *Gott*.

*F:* Die Definition von Demut im Glossar zu „Das Buch meines Lebens“ von Teresa von Avila liest sich, auch wenn sie nicht so gemeint ist, wie die Antwort auf die Frage: Wie kann ich mein Leben trotz einer Behinderung annehmen? „Demut (humildad) ... besagt, daß ein Mensch in der existentiellen *Wahrheit* seines Lebens verwurzelt ist: Er erkennt an, daß er von *Gott* geschaffen ist und nicht kraft eigener Leistung, sondern aus *Gottes* Liebe lebt. Seine menschliche Würde entdeckt er darin, als Geschöpf *Gottes* zur Freundschaft mit *Gott* berufen zu sein. Der demütige Mensch begegnet nicht nur *Gott*, sondern auch seinen Mitmenschen mit einer realistischen Selbsteinschätzung, in der er sich weder überschätzt noch auf ungesunde Weise abwertet.“<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Teresa von Avila, *Das Buch meines Lebens*. Hrsg., übers. und eingel. von U. Dobhan u. E. Peeters. Freiburg, Basel, Wien 2001 (Gesammelte Werke; Bd. 1), 631 [Herv.d.Orig.].

Meine erste Frage dazu lautet natürlich: Wie wird man ein solcher Mensch? Die zweite: Gibt es in der Tradition christlicher Mystik direkte Aussagen zur Problematik von Behinderung oder zum Erleben der Gebrechlichkeit?

BS: Diese sachlich richtige Definition finde ich absolut »alkoholfrei« – trunken macht sie bestimmt nicht, sprich: Das ekstatisch begeisternde Ferment, das den Menschen von sich zu einem Andern hin wegriß, ist herausgefiltert. Wieder ist alles auf die Selbstreflexion des Menschen reduziert. Sympathischer finde ich hier Gregor den Großen, der davon spricht, es gehe darum, „in der Feststimmung der Liebe zu leben“ – *in solemnitate amoris habitare*.<sup>2</sup> Er berichtet auch: „Wem der Blick für den Schöpfer aufgeht, dem ist alle Kreatur eng“ – *videnti enim creatorem angusta est omnis creatura*.<sup>3</sup>

Petrus formulierte seine entsprechende spontane Demuts-Erkenntnis nach dem wunderbaren Fischfang so: „Herr, geh weg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch!“ (Lk 5,8). Er sah sich im Kontrast zu der atemberaubenden Epiphanie, in der er Jesus hatte kurz »sehen« können, jäh als ungemein klein und unvollkommen. Solche Beschreibungen lassen den Schwung ahnen, der einen da erfasst – während es hier wie eine mühsame Hausaufgabe klingt: Entdecke deine menschliche Würde darin, „als Gottes Geschöpf zur Freundschaft mit Gott berufen zu sein“. <sup>4</sup> Das ist wässrige Theorie, die nicht dazu angetan ist, jemanden auf den Geschmack zu bringen, geschweige, eine Initialzündung auszulösen. Diese aber ist das Erste – die Faszination durch den Ganz Anderen, atemberaubend Größeren.

Ich weiß nicht, wie man diese Initialzündung auslösen kann, oder, so fragst du, wie man ein solcher Mensch wird. Mir scheint, da stehen wir vor dem Rätsel, ja Geheimnis der Berufung des Einzelnen. Für uns heutige Menschen, die verlangen – oder sogar glauben, es müsse für alles einen didaktischen oder methodischen Zugang geben, ist das ärgerlich, ja eine Kränkung. Zugleich stehen wir vermutlich auch vor dem Geheimnis der innersten Disposition des Einzelnen. Warum kommt die eine zum Glauben, der andere nicht? Warum bedeutet dem einen Gott viel, der anderen überhaupt nichts? Ist das alles genetisch, individuell biografisch, sozial konditioniert? Oder gibt es eine allerletzte innere Freiheit, sich aufzutun oder verschlossen zu bleiben? Auf jeden Fall lässt sich diese Dimension nicht einfach mittels einer Anleitung, eines Rezepts, eines klugen Hinweises erschließen. Man kann eigentlich bloß Zeugnis dafür geben, dass sie schon vielen aufgegangen ist.

Mein Bekannter Agba Yao in Togo, der sich bloß auf dem Boden kriechend fortbewegen konnte, war überzeugter Christ. Für ihn war es ein ermutigender Hinweis, dass Gottes Sohn für uns und mit uns „ein Wurm und kein Mensch“ geworden sei (Ps 22,7), weil er eine lebendige Beziehung zu diesem Jesus hatte. Er freute sich auch riesig, als ich ihm einen geländegängigen Rollstuhl mit Handkurbel besorgte, und war regelrecht stolz darauf. Dass ein Jesus-Freund aus Europa ihm diese Ver-

<sup>2</sup> Vgl. Gregor der Große, *Moralia in Iob* VIII 34 (CCSL 143, 406).

<sup>3</sup> Vgl. Ders., *Dialogi* II 35 (SC 260, 240).

<sup>4</sup> Vgl. Teresa von Avila, *Das Buch meines Lebens* (Anm. 1), 631.

besserung seiner Lebensqualität ermöglichte, machte ihm seine Jesus-Liebe noch lebendiger. Wer nicht in dieser Beziehung steht, wird das Psalm-Zitat als geschmacklosen Spruch oder gefühllosen Hohn empfinden.

Mir sind aus der Tradition der christlichen Mystik direkte Aussagen zur Problematik von Behinderung oder zum Erleben der Gebrechlichkeit nicht bekannt. Wie gesagt, habe ich aber auch nicht systematisch danach geforscht. Jedoch dürfte jetzt deutlich geworden sein, aus welchem Grund ich vermute, dass sich solche wohl kaum finden lassen. Aber ich möchte auf einen anderen interessanten Aspekt hinweisen, der zeigt, wie in der Tradition das heute übliche Verhältnis zur Behinderung buchstäblich auf den Kopf gestellt war.

Man erlebte in der Vergangenheit nicht nur Behinderung allüberall im Alltag, so dass sie eine geradezu normale Realität war, sondern zahlreiche Formen der Askese lassen sich unschwer als freiwilliges, künstliches Herstellen von Behinderungen verstehen. Es gab Asketen, die ständig schwere Eisenketten um den Leib geschlungen trugen. Allgemein üblich waren Bußgürtel oder härene Hemden, die die Bewegungsfähigkeit einschränkten (sie werden sogar heute noch in manchen Kreisen verwendet). Auch extremere Formen des Fastens dämpften die Vitalität gewaltig. Es gab Reklusen, die sich auf Lebenszeit in kleine Zellen einmauern ließen. Die Klausur der Mönche und Nonnen ist im Prinzip ebenfalls eine freiwillige radikale Einschränkung des Bewegungsradius. Oder ich erinnere an Franz von Assisi und andere Heilige, denen die Stigmata Christi zuteil wurden – blutende Wunden an Händen und Füßen und an der Brust, die in regelmäßigen Abständen oft durch viele Jahre hindurch regelmäßig aufbrachen. Diese Stigmatisierung wurde immer als besondere, außerordentliche Gnade des Einswerdens mit dem leidenden Jesus gedeutet, und folglich auch mit seiner Auferstehung. Auch die genannten und weitere ähnliche Formen der Askese entstanden aus dem Impuls heraus, lebhaftig seine Solidarität mit dem zum Ausdruck zu bringen, der für uns unendlich viel gelitten hat, also mit ihm zu leiden und ihm darin nahe zu sein als dankbares Echo darauf, dass Gott in Jesus unsere Leiden geteilt hatte. Man wollte solidarisch bei ihm in *seinem* Leiden sein. Es gab auch problematische, ja neurotische Motive für derartige Bußübungen. Ich will solche Praktiken hier gar nicht weiter rechtfertigen – sie werden weithin zeit- und mentalitätsbedingt gewesen sein –, sondern nur als augenfällige Anzeichen einer vollkommen anderen Sichtweise anführen. In einer alten Tiroler Klosterchronik steht als Jahresbilanz einmal die Bemerkung: „Dieses Jahr hat uns Gott nicht viel zugetraut. Niemand von uns war krank.“ Der Begriff »Stigmatisierung« ist in den allgemeinen Sprachgebrauch eingegangen, aber gelöst worden von diesem Kontext, dieser mystischen Beziehung, und folglich negativ umgepolt.

Dass es bei Paulus ausdrücklich den Aspekt der Sehnsucht gibt, „mit Christus zu leiden, um auch mit ihm verherrlicht zu werden“ (Röm 8,17), brauche ich hier nicht weiter auszuführen. Von ihm stammt auch die Vorstellung, er wolle „für den Leib Christi, die Kirche, in seinem irdischen Leben das ergänzen, was an den Leiden Christi noch fehlt“ (Kol 1,24), und die bekannte Stelle vom „Stachel in seinem Fleisch“ (2 Kor 12,7) – wohl einer psychischen oder körperlichen Beeinträchti-

gung –, den er zu bejahen lernte, weil er ahnte, dass ausgerechnet durch diese Schwachheit die „Kraft Christi“ in ihm zur Wirkung komme.

Ich habe während meiner Zeit als Seelsorger eine alte, gebrechliche, ans Zimmer gebundene Bäuerin erlebt, die Oma Ziller, die mich mit ihrer anhaltenden Gelassenheit und Geduld stark beeindruckte. Sie sah ihre Aufgabe darin, ihre Schmerzen und Leiden betend „mit dem Heiland zu tragen“ und sie zum Heil ihrer zahlreichen Kinder, Enkel und Urenkel „aufzuopfern“. Sie empfand das als wichtige Aufgabe, weshalb ihr keiner ihrer Tage sinnlos erschien.

*F*: Menschen mit Behinderungen entsprechen nicht dem „normalen“ Bild des Menschen; sie weichen von der Norm ab. Eine introvertierte, innengeleitete Einstellung ist deshalb günstiger als eine extrovertierte, außengelenkte. Der *Deus in nobis* ist behindertenfreundlicher als der „Gott, der alles so herrlich regiert“ und „der dich erhält, wie es dir selber gefällt“. Das ist für viele Nichtbehinderte nur schwer nachzuvollziehen, für Menschen mit Behinderung erst recht.

*BS*: Die Introversion halte ich durchaus nicht für günstig, ja nicht einmal für ratsam. Wäre das nicht die „Verkrümmung“ (*curvatio*) in sich selbst, vor der eine lange spirituelle Tradition warnt? Die Oma Ziller, von der ich gerade erzählte, hielt sich ständig auf dem Laufenden, wie es jedem ihrer Kinder, Enkel und Urenkel ergehe, für die sie jeden Tag betete und ihre Beschwernisse „aufopferte“. Der Weg besteht also eher darin, aus sich herauszugehen, sich um andere zu kümmern, auf andere zuzugehen. Diese Weisheit führen übrigens auch zahlreiche alte Volksmärchen vor Augen, in denen so gut wie nie ausdrücklich von Gott oder Religion die Rede ist. Darin finden sich viele Menschen, die in Wirklichkeit wunderschön sind – Prinzen und Prinzessinnen – in »behinderter« Gestalt: als Däumling, Frosch, Bär, Esel usw., und sie erleben die Verwandlung zu ihrem wahren Wesen, indem sie auf andere zugehen, obwohl sie damit rechnen müssen, diese abzuschrecken oder von ihnen abgelehnt zu werden. Aber weil sie tapfer aus sich selbst herausgehen, Beziehung knüpfen und Liebe auslösen, werden sie „erlöst“ und ganz. Das ist z.B. das Thema des alten französischen Märchens und jetzt populären Musicals „Die Schöne und das Biest.“ Auch das Grimmsche Märchen vom „Eselein“ führt das eindrucksvoll vor.

Aber jetzt zu deiner buchstäblichen Interpretation des Liedes vom „Gott, der alles so herrlich regiert“ und „der dich erhält, wie es dir selber gefällt“. Solche Formulierungen, die es etwa auch in den Psalmen zuhauf gibt, wurden schon immer in einem tieferen Sinn verstanden. Das „herrliche Regieren Gottes“ und seine Art, mich „zu erhalten, wie es mir selber gefällt“ wird auch für mich als Nichtbehinderten nie oder höchstens ausnahmsweise Realität – und wahrscheinlich Gott sei Dank. Das Leben ist für uns alle eine Schule, in der wir lernen müssen, dass Gottes „herrliches Regieren“ etwas völlig anderes ist als das, was wir Menschen uns darunter vorstellen, und dass er uns auf seine ganz eigene, andere Art „erhält, wie es uns selber gefällt“ – gar nicht so, wie wir uns das zunächst ausmalen.

Das Lied hat kurz vor seinem Tod im Jahr 1680 ein junger Mann gedichtet, Joachim Neander, der zwei Jahre nach dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs geboren wurde und mit dreißig (!) Jahren starb. Für ihn und seine Zeitgenossen war es offensichtlich kein Problem, von Gott zu singen, „der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet“, obwohl sie wesentlich weniger gesund und weniger freundlich geleitet waren als wir. Wenn uns heute, nach über sechzig Jahren Frieden und Wohlstand im Land, mit noch nie gekannten Möglichkeiten, unsere Gebrechen zu mildern, technisch zu überbrücken und unser Leben zu verlängern, und mit unserem sozialen Netz dieses Lied unzumutbar vorkommt – ist das dann nicht ein Armutszeugnis für unseren Glauben, ja schon für unsere Fähigkeit zum Verständnis religiöser Texte? Das ist keine Frage von „introvertiert“ oder „extravertiert“, sondern des Blicks dafür, wie Leben aussieht, worin es im Tiefsten besteht und was seine eigentliche Qualität ausmacht.

*F:* Mystikerinnen und Mystiker beschreiben – wie auch viele Menschen mit Behinderung – sehr viel deutlicher ihre Anfechtungen, etwa negative Gedanken über sich selbst, körperliche Gebrechen und Symptome oder mangelndes Verständnis von außen. Die Auseinandersetzung damit scheint unausweichlich zu sein, wenn man ihnen nicht erliegen will.

*BS:* Ein Zisterzienser des 12. Jahrhunderts ergänzte den Psalmvers 36,10 „In deinem Licht sehen wir das Licht“ mit dem Zusatz „... und unsere Finsternisse“. Ich habe vorhin schon gesagt, dass die Erfahrung der eigenen Beschränktheit in jeder Hinsicht bei den Mystikern als *Kontrasterfahrung* zur atemberaubenden Größe Gottes thematisiert wird, nicht als weinerliche oder selbstmitleidige Selbstanalyse. Ich vermute, das ist eine andere Perspektive, als du sie – wahrscheinlich eher in deiner Eigenschaft als Therapeut und nicht als Theologe und folglich *homo religiosus* – hier ansprichst. Sie thematisierten nicht sich selbst und ihre Krisen als solche, sondern ihre Beziehung zu Gott und deren Krisen, wie sie sich psychisch und physisch äußerten – der „Gnaden Überlast“, wie es eine der Mystikerinnen am Oberrhein formulierte.

Einig bin ich mit dir, dass es heute für unsere seelische Gesundheit notwendig sein wird, uns mit unseren Anfechtungen gründlich auseinanderzusetzen und sie im Gespräch ins Wort zu bringen. Aber vergessen wir nicht, dass die analytische Psychologie erst hundert Jahre alt ist. Vorher hat man viele innere Prozesse noch nicht erkannt und noch nicht sprachlich fassen können. Erkennen und Formulieren bedingen sich aber wechselseitig. Und noch eine Anmerkung: Soweit ich sehe, klagt der Mystiker Paulus über seine Anfechtungen nicht oder kaum in der Form, in der unsereiner das heute gern tut. Er „rühmt“ sich ihrer (vgl. 2 Kor 11f.), weil er sie von seiner Beziehung zu Christus und seiner Sendung her als sinnvoll einordnen kann.

Ich komme immer wieder auf das Gleiche zurück: Dass für den Mystiker alles von diesem Bezugspunkt her anders aussieht als für jemanden, dessen Bezugspunkt primär er selbst ist. Dieser „ekstatische“ Ansatz hat nicht viel mit Introvertiertheit zu tun, dagegen viel mit Beziehung.

F: Dorothee Sölle hat in ihrem Buch „Die Hinreise“ deutlich gemacht,<sup>5</sup> wie wichtig der Rückweg vom Berg der Gottesbegegnung ins Tal der real existierenden gesellschaftlichen Probleme ist; mit anderen Worten: Mystik und Theologie der Befreiung gehören zusammen.

BS: In Exodus 3 findet sich die Geschichte von der Erscheinung Gottes vor Mose im brennenden Dornbusch. Mose „sprach: Ich will dahin, und beschauen das große Gesicht, warum der Busch nicht verbrennt.“ Auf dieses Thema ging Gott mit keinem Wort ein. Er kam unverzüglich auf Soziales und Politik zu sprechen und ließ keinen Einwand Moses gelten, sich seinem sofortigen Auftrag zu entziehen. Sieht man genau zu, so sind so gut wie alle in der Bibel beschriebenen „mystischen Erfahrungen“ solche *Sendungserfahrungen*. Das ist ein weiterer Aspekt des „ekstatischen“ Charakters dieser Erfahrung eines Gottes, der ja sogar selbst sozusagen „ekstatischer“ Natur ist – in Jesus Christus aus sich heraus-geht und seinen Geist teilt.

Heute dürfte die „Theologie der Befreiung“ etwas nüchterner geworden sein als sie vor einigen Jahrzehnten war. Damals glaubte man, mit einem energischen Einsatz aller Christen und Menschen guten Willens müsse sich die Welt spürbar verbessern und ein Stück „Himmelreich schon jetzt“ realisieren lassen. Inzwischen müssen wir ständig mit ansehen, wie sich der Defekt einer „gefallenen“ Welt, von dem wir eingangs sprachen, überall immer wieder furchtbar auswirkt, selbst – oder sogar weil – sich viele neue, scheinbar bessere Möglichkeiten aufgetan haben. Wenn gar ein „wiedergeborener Christ“ als Staatsmann die Sendung verspürt, eine „neue Weltordnung“ herbeizuführen, muss einem das Fürchten kommen. So leben wir in der paradoxen Spannung, als Christen alles uns Mögliche zu tun, womit sich wenigstens ein Stück Welt verbessern und (vorübergehend) heilen lässt, und zugleich zu wissen, dass dies immer nur Provisorium bleibt, weil grundsätzlich diese Welt – trotz des Sieges Christi über die Macht des Todes – noch dem Tod verfallen ist. Wann dieser Tod endgültig für unseren Globus eintreten wird, können die Physiker sogar ziemlich genau berechnen. Darum muss sich unsere Suche nach Leben, Gesundheit und Heil auf eine andere Dimension ausrichten: auf die Beziehung zu dem, der das Leben und der Weg und die Wahrheit selbst ist. Das ist die »demokratischste« aller Beziehungen, weil sie grundsätzlich jedem Menschen gleich zugänglich ist, so defekt oder ganz er auch sein mag. Ich glaube, unsere äußeren Dispositionen sind im Hinblick darauf alle ambivalent: Sie können ein Hindernis sein, sie zu entdecken, und genauso eine Hilfe, uns auf sie einzulassen.

Bernardin Schellenberger, Bad Tölz

---

<sup>5</sup> D. Sölle, *Die Hinreise*. Stuttgart 1975.